

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Halle a. S., den 4. Januar

1921 / Nr. 2

Erscheint täglich

## Spohnmeyers Töchter.

Roman von  
Fritz Gaeber.

24. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Die Heiletsche gab ein einigemmaßen annehmbares Kopfpolster, das Teilnehmend mit der rot und gelb gestreiften Kante bot, über das Gesicht gelegt, Schutz gegen die Sonne. Wohlige Freude er sich. So schön lag es sich fast dabei auf dem Sofa nicht, wie hier auf dieser Bank. Und das Stumpfen des vordrängenden Juges, das Rollen der Räder, der im steten Gleichmaß sich wiederholende Rhythmus aller durch die Bewegung der langen Wagenreihe bedingten Geräusche übten eine suggestiv einschläfernde Wirkung aus, daß Ferdinand Spohnmeyer schon fünf Minuten später von seinen Sinnen nichts mehr wußte, sondern tief eingeschlafen war. —

„Betrümmel“ riefte er sich, blinzelte durch die noch halbgeschlossenen, wie mit Bleigewichten beschwerten Lider. Sogend etwas, ein hartes Geräusch, ein greller Automotivengespinnst viel leicht, hatten ihn aufgeschreckt. Doch über ihm hingelagert ein nasses Licht. — der Wind wohl. — Aber nein, er lag ja auf dem Sofa. Die Gasschlange der Hängelampe war das. Es war natürlich wieder nicht genügend Druck vorhanden. — Und wie hart das Sofa war! Seine Glieder löhnten ihm keif, bewegungslos, waren wie zerlegten und gebrochen. Und was für polternde Geräusche waren das? Gerade, als wenn ein Zug fuhr. —

Ferdinand Spohnmeyer schellte in die Höhe. Was war er denn? Aus dem er sich zurück. Auf der Reize nach Vollmässlingen lief er. Er hatte geschlafen. Sehr lange wohl schon. Denn durch die Fenster schauten die dunklen Augen der Nacht. —

Ein heftiges Erschrecken löscherte durch sein Gehirn. Er hatte das limitigen verschlafen. Wo mochte er schon sein? Er riefte nach der Uhr. Sie war nicht da. Verwirrung. — „Dereu!“ Unwillkürlich griff er mit der zitternden Rechten in die Brusttasche. Die Briefschloß war auch fort. Verwirrung. — Im Schlaf ausgeblendet! —

Eine grotesklose Wut packte ihn. Es mußte doch eine Notbremse geben. Er erinnerte sich, ihren Griff am Riegel an der Wagenbede gesehen zu haben. Ja, dort war ihr! Nicht hier! In seiner Sinne, die Folgen seines Zuns nicht bedeutend, rief er daran. —

Ein kreischendes Schreien kam von draußen. Die Bremsen gegen an. Der Zug stand. — Ferdinand Spohnmeyer rief das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Eine steile Felswand gähnte ihn an. Auf ihrer dunklen Höhe empfingen düstere Bäume, Farnen wohl, den Beschuß des Nachtwindes. Es rauschte unheimlich, gepfeiflich. In der Ferne gelte der langgezogene Pfiff einer Automotiv. Der Zugführer rante den Zug hinab. „Wer hat die Notbremse gezogen?“

„Hier! Ich, ich!“ rief Ferdinand Spohnmeyer laut. „Ich wollte in Lehre umkehren. Ich war eingeschlafen.“

„Sind Sie verrückt, Herr?“

„Ich bin heraus, ausgeblendet.“

„Was egal! Ihr Name!“

Der Zugführer notierte, merkte sich die Wagennummer und eilte wieder nach vorn. Ein paar Minuten später fuhr der Zug langsam an. —

Auf einer zwei Stunden vor Rahn gelegenen kleinen Station hatte man Ferdinand Spohnmeyer mitten in der Nacht dem Bahnschloß vorsetzen wie einen Verbrecher übergeben, um ein langes Verhör über sich ergehen zu lassen. Alles war sorgfältig zu Protokoll genommen worden und Ferdinand Spohnmeyer hatte zum Schlaf untergebracht müssen. —

Dann der entlos erscheinende Reif der Nacht im dunklen Barzella. Am nächsten Vormittag war er in der kleinen Stadt umhergelaufen, sich bemüht, die Heiletsche zu veranlassen, um Geld für die Fahrt zu bekommen. Geldschiff gegen Mittag hatte er einen Althändler gefunden, der ihm wenigstens Markt gezahlt. —

Und nun hatte Ferdinand Spohnmeyer in der Ede eines Wagens dritter Klasse und besand sich auf der Heimreise. Vollmässlingen hatte er als Reizegel aufgegeben, aufgeben müssen. Die Inappen Mittel und die ihm noch zur Verfügung stehende Zeit gestatteten es einfach nicht. —

Erdämlich elend und niedergelassen fühlte er sich. Es kam ihm vor, als sei er von stolzer Höhe in einen tiefen Abgrund gestürzt, in dem er nun mit zerfetzten Gliedern lag. Teilnehmend lachte er vor sich hin, nichts interessierte ihn, um niemand kümmerte er sich, kein Wort kam über seine Lippen. Er glaubte, nicht mehr fähig, gesehen zu sein, sondern ein Mensch, der sich selbst fremd war. —

Weit nach Witternstadt traf er in Berlin ein. Das gestoppte Nachthemd, in das er den Rest seiner Bekleidung gewickelt hatte, unter dem Arm getragen, wendete er wie ein gebadelter Handwerksbursche vom Potsdamer Bahnhof nach dem Norden hinaus. Von einem einzigen schüchternen Verlangen erfüllt: erst dabei in seinem Bett liegen zu können. Dann sollte ihm die ganze Welt geföhnen bleiben. —

Man würde ihn natürlich nicht erwarten. Damit er niemand löre, nahm er sich vor, ganz leise und geräuschlos in die Wohnung zu schleichen. —

Im Hausflur zog er schon die Stiel aus. Wie ein Dieb tappte er sich die dunklen Treppen hinauf. Was hätte er gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, diese Art des Heimkommens ungeschrien zu machen! —

Die Korridorleuchte leuchtete ein wenig. Er erschau, hielt den Lin an und lauschte. Es blieb alles still. Fortschrittlich schloß er die Tür, kam glückselig durch das Wohnzimmer, ohne polternd an einem Stuhl zu stoßen, und fand nun vor der Schlafzimmertür. —

überhaupt nicht aus Frauenmund kommen. Das waren Laute, die Rannesobem erzeugte. —

„Ferdinand Spohnmeyer begann zu zittern. Seine Zähne schlugen wie im Frost aufeinander. War er schon verrückt oder wurde er es erst im Augenblick? War er etwa in eine fremde Wohnung eingebrungen? Kam nun gleich jemand, der ihn als vermeintlichen Eindrehler niederhalte? —

Aber nein, er war unmöglich in einer fremden Wohnung. Trotz der Dunkelheit vermochte er die Einzelheiten als ihm durchaus vertraut zu unterscheiden. Er war also daheim. —

Und hinter der Tür trompetete der Schornsteinhahn aus noch häßlicher. Sogar der Zug zu seinen Frau und seinen Schlafgemach. — Seine Frau? — Überall, genau, so etwas auch nur zu denken. Nein, da war sie ihm goldschief. Eher ging die Welt unter, eher fielen die Sterne vom Himmel. Wenn da drinnen ein Mann schnarchte, dann war seine Frau irgendwo. Nur nicht in diesem Raum. Eher auf dem Wege. —

Ferdinand Spohnmeyer hatte in der nächsten Sekunde einen furchterlichen Gedanke, der ihm das Blut erstarren ließ. Schließlich war seine Frau wirklich nicht mehr auf der Welt, sondern von einem Angehörigen in Menschengestalt überfallen. —

„Das dort nun seinen Vorworts ausfüllte. — Die Gedanken des Verstorbenen jagen wie Trübsal durcheinander, glücken hällischen Spitzelgängen. — Sind und koste es sein Leben! Die fürchterliche Ungewißheit löste ihn. —

Er öffnete ganz behutsam und trat über die Schwelle. Ein warmer Dampf quoll ihm entgegen. — War das nicht wie Blutdampf? — Er erhaarte, raffte sich dann aber auf, ein Streichholz zu entzünden, um endlich Gewißheit, und wenn es auch die schreckliche sein sollte, zu haben. Aber so schnarchte, der lag in einem Schlaf, aus dem ihn so leicht nichts weckte. —

Im Licht des grell aufflammenden Kachelöfchens ersahte Ferdinand Spohnmeyer die Situation, weil ihm in demselben Augenblick die Erinnerung zu Hilfe kam. —

„In seinem Bett der Schlafende und Schwachende. Das Bett seiner Frau leer, unberührt. Und dieser junge Mann sicher der Verlobte Cäcilies, der ja für getrennt sein kommen erneut in Aussicht gestellt hatte und nun hier übernachtete. —

Das Streichholz verflachte. Und mit seinem Erlöschen sank Ferdinand Spohnmeyers Erregung in ein leeres Nichts aufkommen. Angst und Grauen hatten einer stillen Ruhe Platz gemacht. Nur das Herz klopfte noch in Rasen wie laut gegen die Rippen. Es war dem Heimgelommenen zu Mute, als erlebe er ein schönes Märchen, so glückselig machend sprang der betretende Gegenstand in seinen Sinn. —

Überhaupt die Gegenstände fühlte er sich seit getrennt nicht ein anderer geworden. Satten ihm die Reflexion nicht etwas wie eine große Sehne, wie eine aufstehende Wahnung in den Sinn geblieben. —

„Wellelicht hatte alles so kommen sollen, am besternd und bestend zu wirken, einen anderen Spohnmeyer heimzubringen, als es der gewesen, der auszog. —

Der augenblicksigen Sinnende mochte heute keine seelischen Rechenhaftsbereiche mehr. Eine heitere Müdigkeit fiel ihn an. Er entleerte sich in geräuschloser Hatt und legte sich in das Bett seiner Frau. Das würde morgen früh ein Erklärungen geben, wenn der Herr Schwiegerjüngler seinen Schwiegervater an seiner Seite fand! — Und was würde er seine Frau sagen! —

Ferdinand Spohnmeyer lächelte. Schon halb der Wirklichkeit entrückt. In langen Gedanken. Notbremsen und harten Bienen zu hohen Paaren aufgestellten Briefschloß, Wären und Wärmelabern darüber glitt er mit diesem Schöpfen, das zuletzt den wähligen, heimeligen, alle Erinnerungen auslösenden Gedanken: bu liegt im Bett deiner Frau durch seinen Sinn führte und ihn einem trankefollen Schlaf in die Arme gab. —

X

Klare Spohnmeyers Herz war wie ein blühender Garten im Mai. Jauchende Klänge der Luft schwebten wie ein süßes Singen durch ihre Seele. Die Welt erschien ihr wie ein glühendes Paradies. —

Dieser Brief, o Seligkeit, dieser Brief von ihm! Rühmter meist ermartet und nun gekommen wie ein Geschenk zur Weihnachtszeit. —

„Sie trug ihn, als wären erst zehn oder sechzehn Lenze ihres Lebens. Lag, an einem reinen roten Seidenbande auf der Brust. Tag und Nacht. Sie las ihn, wenn das Morgenlicht in die Welt kam, sie las ihn, ehe sie sich vor dem Schlafengehen in Dunkelheit hüllte. Sie hätte ihn wie einen Schatz. Er war ihr ein süßes Geheimnis, das sie mit tausend Siegeln verwahrte und hinter tausend Türen verschloß. Und sie hätte es doch jeden Menschen, den sie kannte, ins Ohr flüsternd mögen: ich habe einen Brief von dem, der mich liebt und an dem meine Seele hängt. —

„Was so ganz anders es nun in der Welt war! Sie schien in eine Welt getaucht, sie hatte die Schatten abgestreift und sich in ein strahlendes Gewand gehüllt. Blütenkränze waren ihr Schmuck, Blütenkränze, aus Maßkräften gewunden und aus den dunkelblauen Augen duftender Wellen. Es war ein Singen in der Luft, wenn der Sommerwind über die Heide reiste. Und seine Wandergenossen, die weißen Wellen, glühen den Verbänden einer großen Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit dem Geliebten. Einer großen heißen Sehnsucht, die glückselig macht, weil sie der Erfüllung gewiß ist. —

Klare sah oft zu ihnen hoch und hatte dann immer ein süßes Träumen in den Augen. Sie liebte die weißen Wellen. Es waren ihre Mitspieler, denen sie in Heimlichkeit alles gestand, denen sie rebete, wie man mit guten Freunden, mit Herzertrauten rebet. —

„Sie war jetzt oft draußen auf der Heide, namentlich während der ganz ihr gehörenden Sonntagnachmittage. Eine Stunde weit und mehr wenderte sie hinein in das Land, das seinen dunkelgrünen Mantel trug und auf das verdrämte Biolett der Blüte wartete. In seinen sanft gekrümmten Wäldern, den heimeligen vordorgeren, lauschigen Plätze, hielt sie Rast, im grünen Kraut stehend, von den nordischen Gipsen wie von den Säulen eines Tempels umgeben, in angelegter Einamkeit entrückt. Und dann flohen ihre Gedanken auf wie Wanderbengel zu fernem Riss. Und dies Schindlich langsam mit: ganz —

er doch erst kommen möchte! Zur Zeit der Heideblüte wollte er kommen! —

„Einmal, an einem dieser Sonntagnachmittage, als sie auf dem Seimwege war, holte sie Heing Karsten ein, den sie schon lange vorher beobachtet hatte. Vor Wochen war sie zum letzten Male mit ihm zusammen gewesen, im höchsten Gegen, das kaum einen kurzen Her und hin von langer Rede und Gegenrede Zeit gestöhnt hatte. —

„Er blieb stehen und wandte sich um, als er ihren leichten federnden Schritt hinter sich vernahm und lächelte sie an. „Ich wüßte, daß Sie es seien, ohne Sie gesehen zu haben. — Ihr Gang hat es mir verraten.“ —

„Ist dem so etwas durchaus Befonders eigen?“ fragte sie verwundert, während eine leise Befangenheit durch ihre Stimme zitterte. —

„Ja, er hat Rhythmus ganz wunderbarer Art. Man könnte eine Melodie dazu schreiben.“ Er bildete jedoch in die Ferne, die im Beginn fand, sich in das graue Gewand des Abends zu kleiden, und hatte einen verlorenen Ausdruck in seinen braunen Träumeraugen. —

„Ein wunderliches Gefühl klopfte an das Tor zu Kläres Seele. Fast empfand sie es wie eine Angst, die sich durch den Einlaß begehrt. Sie kam darüber nach, was ihn bewegen möchte, in einer so feinen, filigranen Weise von der Art ihres Ganges zu sprechen. Es stang so, als wäre ihm das Schreien ihrer Füße ein Erlebnis, an dem nicht nur das Ohr beteiligt ist. Ihre Augen suchten sein Gesicht, dessen markante Züge von einer schiefen verhaltenen Sehnsucht redeten. Sie zudte erschreckt zusammen. Sollte es das sein, was eben, einem fernem, flüchtig verflachten Blise gleich, durch ihren Sinn geblut war? „Ach“, dachte sie, „wie mich würde mit das tun!“ Aber sie bildete sich wohl etwas ein. Sie vermutete, was nicht war. —

„Ein nun sah sie ein heiteres Lächeln in seinem Gesicht, nicht beobachtet, doch er sich dazu zwang. „Das ist Theologentart, freilich Spohnmeyer, lassen Sie mich nur tüchtig aus. — Warum verdrängen Sie sich selbst?“ fragte sie vorwurfsvoll, von neuem unruhig werdend. —

„Weil es eine gute Weisheit ist, sich über sich selbst lüdig zu machen. Damit bekommt man manches mit.“ (Fortsetzung folgt.)

## Der neue Anzug.

Eine Münchener Geschichte von  
Richard Rief.

(Nachdruck verboten.)

„Neulich erhielt ich einen Brief. Als ich ihn aufgeschlitten hatte, fand ich nichts darin als ein Formular. Da trat auch schon die Geschichte dieses Zeitels vor den Vorhang meiner Seele und verbeugte sich. —

„Ich war damals — 1910 — gerade nach München gekommen, ein grünes Studentenlein. Zweites Semester. Wäre nicht, im Sommer wollte mich die gute Mutter in München abholen, zur gemeinsamen Abreise. Eines Tages schrieb sie mich. —

„Ich wüßte, daß du in Leipzig was Unständiges zum Anziehen hast. Was dir in der Zeit einen Anzug machen. Und verformiere ihn nicht in München.“ —

„Ich hatte Glück mit meinem Schneider. Und was für ein Stoff! Das beste Chemier Fabrikat, „schö englisch“. Solange ich Sporen trug, hatte ich noch niemals solch einen Anzug besessen. I, ich war stolz! —

„Geben Sie ihn mir gleich mit!“ sagte ich zu dem Schneider. „Ich wohnte gleich am die Ede. Was tat da das Paket? In der Ede aber lag ein Kasten. —

„Ich erzählte von meinem neuen Anzug und man beschah ihn. Dann schimpften sie weiter: Der Anradist Jungfer, der Hyrtel Werenlein, Wälfbeder, der vornehme Diplomat, Elen, die räumlich Bräutigam — sie flammte aus Larnopol — und Genau der Anzug. —

„Und dann kam Rief, der schürstliche Waler. „Nun, Rief?“ Im Ueberzieher?“ fragte jemand. Der Mai war augenblicklich Dreißig Grad im Schatten. —

Der schwarze Mantel reichte dem Sagenen bis zu den Knöcheln. Darunter stampten schief geputzte Reifstiefel, wie sie die Landarbeiter tragen, und — die russischen Dichter. Der Mantelstange war hochgeputzt. —

„Ich friere“, sagte Rief. „Nicht, piept es bei dir?“ Mergelen erwiderte: „Nicht, piept es bei dir?“ —

„Sie piept nicht bei ihm; denn als er den Mantel zurück sah, sah man, daß er nicht viel an hatte unter dem Mantel, Sportschuh und Socke. —

„Ich habe augenblicklich meinen Anzug“, sagte Rief. Da er zu herlich, da konnte ich nicht anders. Ich bin ein Opfer meiner guten Seele. Denn wenn ich jetzt einen Anzug hätte, könnte ich in acht Tagen eine Villa in Starnberg haben. Oder in Leipzig. Zwei Damen wollen sich von mir malen lassen. Ich soll ins Hotel. — die ersten Sitzungen verdrängen. Kann ich etwa so? Leute... einen Anzug! Bäterdems ganzes Reich für einen Anzug.“ —

Mergelen blätterte in seinen Pfandbüchern. Schließlich fand er einen, der ihm zugabte. „Da hast du einen Anzug von mir!“ —

Rief hatte nur Sporn für solche Hilfe. Während er noch nachdachte, fiel sein Blick auf mein Paket. Da war's mir, mich geschöhen. Jungfer vier. „Guten, Mutter! Ich bin... Sie haben doch einen neuen Anzug? Geben Sie doch Rief das Heil. Morgen haben Sie Ihren Anzug zurück und Sie erwachen als Mann.“ —

Rief war einen Kopf größer als ich. Ich konnte ihn erst recht vorgehen. Darum sagte ich: „Wenn ich vielleicht hier diesen Anzug geben dürfte...“ —

„Wozu in diese Umstände, liebe Freund?“ sagte Rief, erstraffe mein Paket und verschwand damit hinter der Glashaür. —

Ein Weibchen darauf lachte er als „Gent!“ an den Tisch zurück. Etwas eng war ihm sein neuer Anzug. Aber er fand

ihm doch vorzuziehen. Man sah ihn erst, wie sich die Schneiderarbeit war.  
„Ich schäme Sie“, sagte Nischi zu mir. „Wollen wir du steinamer legen?“  
„Sehr stolz rief ich: „Prost Nischi!“  
„Prost, Studentenbuddy.“ Nimm mit nach zehn Mark...  
„Nimmst du es nicht gut, wenn man beim Ober Kredit hat. Ich hatte leider wochenlang.“  
Nischi verstand mich. Ich faltete das Papier zusammen, das meinen schönen neuen Anzug geborgen hatte, und steckte es als Geschenk in die Tasche.

Die Tage gingen ins Land. Ich schwänzte weder alle Vorlesungen. Im Café mußte ich sitzen, mochte es mich freuen oder nicht. Ich mußte auf Nischi und auf meinen Anzug warten, den ich selber noch nicht einmal an Leibe gehabt hatte. Aber Nischi kam nicht mehr an den Tisch. Spangier freute sich über meine Abstinenz. Es war stets sein größtes Vergnügen, wenn einem andern dergleichen Dinge zuzusehen. Er erzählte, Nischi sei gefahren im Hofgarten gesehen worden... mit zwei Damen...  
„Dummer! Und sich habe er ausgeguckt... in seinem neuen Anzug! In... seinem!!“  
„Ich werde den Banditen verfolgen... Wollte er mit die Sachen nicht umgehend zurückgeben?“  
„Nimm dich nicht so wundernd, du... du Kleingeld bist!“  
„Das war seine Entgegnung! Mühsie es aber gerade mein neuer Anzug sein!“

Meinerlei trübte mich: „Sobald der Nischi von den Anzugsmodellen Vorlesung gehalten hat, läßt er sich einen neuen Anzug kaufen. Dann trägt er den Zeug gar nicht mehr!“  
„Ich hoffte auf diesen Vorlesung.“ Ich hoffte um so inordinant, als Nischi sich schon eilig nach dem neuen Anzug erkundigt hatte. Und: Sie würde schon Ende Juni nach München kommen.

Verstärkt verdrachte ich meine Tage. Ich schrieb an den Kommilitaden George Nischi eingehendste Briefe, ich ließ sogar durch Freund Antea, der Jura studierte, schreiben... es nützte nichts, Nischi zeigte die Briefe unseren gemeinsamen Bekannten und mich empfang eine Plut unheimlichbarer Heiterkeit, als ich mich an dem Gefäch wieder einmal sehen ließ.  
Nischi, der meinen Anzug noch immer trug... er hatte sich von dem rumänischen Wein die Nerven ein wenig weiter machen lassen... „Schlag mir auf die Schulter: Bruderherz, man merkt dir, du bist aus Breslau kommend!“  
„Und Jhnen, Herr Nischi,“ schrieb ich wutentbrannt, „glaube man gerne die Mundschleimhaut!“

Er hielt sich den Bauch vor Lachen.  
„Wollte Sie mir meinen Anzug zurückschicken oder nicht?“  
„Was... Anzug willst du? Denst du ich will deinen Anzug? Gleich kamst du ihn haben, auf der Stelle.“  
Er rannte wieder einmal hinaus und kam mit einer zusammengepackten Rolle zurück. „Hier ist dein Anzug! Zunächst einmal die Weisheit!“

Er behnte sich wohl. Denn er fühlte sich recht glücklich ohne Nischi, bei herumtreiben und Bekanntheit im Gassen!  
„Ich war empört.“ Nischi... ich schleppen soll ich mich auch noch mit meinen Sachen? Bringen Sie mir den Anzug gefälligst, in meine Wohnung, Amalienstraße 13 wohne ich! So war es ausgemacht!“ Ich sprang auf und griff nach meinem Hut.

„Ihr habt es gehört: Ich wollte ihm seinen Anzug wiedergeben anfangen, und er wollte nicht!“ Nischi legte die Weisheit auf sein Stuhlbrett, damit es weider sei.  
Sie nahmen ein Protokoll auf und stellten den Tatbestand fest. Ich hatte mich tatsächlich gemeigert. Meinen Trost setzte ich auf: Der Schlaumeier sollte mit mein Eigentum zurückbringen, in mein Haus, franko und frei.

Ich trug noch immer meinen Winterrock. Ich trug ihn auch in den Juni hinein. Nischi sah sich hinter mich im Hofgarten.  
Er brachte keine Beine von ihm und lächelte mich an. Tadellos war die Biogelüste meiner von ihm wunderbar getragen. So wie bei mir würde dieser Anzug sicherlich nicht mehr so vornehm aussehen. Alle meine Bekannten berückigten mich durch die Feststellung dieser Tatsache.

Eines Tages bekam ich einen Brief mit der Firma des Cafés. Der gute Daber, der mich seit einiger Zeit vergeblich erwartert hatte, mahnte wegen der beunruhigten zehn Mark. Es war am 29. Juni. Da verzeigte ich meine Uhr und bestrickte meinen Gläubiger. Mit dem Rest des Erlöses kaufte ich mir eine Rechtsbelehrung. Der Advokat durchblätterte das Str.-G.-B. nebst sämtlichen Kommentaren und schüttelte den Kopf. Dann empfahl er mir den Anwaltprozess und überlegte die Höhe des Rechtschuldes.  
„Ich verzeigte.“

Am Nachmittag beachte man mit einer Heilmotivität. Die gute Mutter schrieb: „... und ich habe mich entschlossen, schon in acht Tagen zu reisen. Ich freue mich sehr auf dich und in besonders neugierig, wie du dich in deinem neuen Anzug machst. Es ist ja das erste Mal, daß du dir ohne meine Hilfe Garderobe gekauft hast.“

Ich erwiderte. Dann wurde ich rot. Mein junger guter Ruf stand auf dem Spiel. Ich habe meinem Selbstgefühl einen gehörigen Stoß, daß die Treppe hinunter... nein, hinauffest. Vier Tropfen hoch. Was vor die Weltentritt mit der Willenstärke: „George Nischi, Kommilitade.“  
„Verzeigt!“ stand darunter, mit Zeichnungen gezeichnet.  
„Nimmst du keine anderen Gläubiger auf diesen Zeit hineinfallen...“  
„Du nahm meine Stoffstücke und Koffie. Domerte. Und lauchte dann. Schlafschub schlürften veräterlich. Da nahm ich meinen Schlüsselbund und schweerte mit dem dicken Schlüssel an der Zugangspforte.  
„Wer da?“ fragte jemand, vorläufig, von drinnen.  
„Ich“, sagte ich, wahrheitsgetreu.

„Du sagst das gleich“, knurrte Nischi und öffnete.  
Er war sehr erstaunt, daß ich's wirklich war.  
„Nischi, ich beschwöre dich: Gib mir meinen Anzug zurück. Ich brauche ihn dringend.“  
„Denst du, ich brauche ihn nicht?“  
„Nischi, gib mir meinen Winterrock, ich nehme ihn gleich mit.“  
„Gib ich beschwöre dich, sonst laßt's ein Unglück!“  
„Ich machte einen Anlauf und wollte ins Keller.“  
„Halt!“ schrie Nischi. „Du niedrige Aramerleiche sollst haben, was deine ist. Daß du ihn selbst mitnimmst, du bist ich dessen nicht, du sollst nicht sagen, George Nischi will nicht, was ich gefordert. Nachmittags wird das Gewand in deiner Hube sein. Und nun...“

Er war nicht müde geworden. Aber ich meinte doch: „Und was für eine Gewähr habe ich dafür?“  
„Ich gebe dir mein Ehrenwort!“  
„Wetten wir lieber“, sagte ich.  
„Mein Ehrenwort!“ Er schlug mit die Zär über die Fußspalten.

Ich ging ins Kolleg, was immer zweifelnd.  
Ich sah aber nach Tisch ins Café kam, hat ich den guten Nischi im Stillen um Verzeigung wegen meines Kromobns.

Denn er erschien wieder mit düsterner Miene und schwarzen Mantel bekleidet. Und wieder redete seine Gebärde in den höchsten Stiefeln, wie sie die Landarbeiter tragen und die kuffischen Diener.  
„Surra, mein Anzug liegt jetzt schon daheim. Ich werde ihn beschaffern lassen und dann...“  
Dann ging ich heim und wartete auf meine Gewandung.  
Ich mußte lange warten. Die Mutter kam überraschend am gleichen Abend, und ich kam nicht mehr ins Café. Wir fuhren anderen Tags nach Leipzig, und ich erzählte, mein neuer Anzug sei beim Reiniger und würde nachgeliefert werden.  
Er wurde nicht nachgeliefert. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.  
... bis heute. Bis ich kürzlich den Brief erhielt, in dem ein Zettel lag. Ein Zettel vom Bekantem:  
„Ein hellbrauner Anzug“, stand darauf, und: „verfällt am 30. Dezember 19...“

### Ein Brief.

Von Paul Ernst. (Nachdruck verboten.)

Ein junges Mädchen aus einer vornehmen alten Familie, die in geringen Umständen lebte, hatte sich mit einem reichen jungen Mann verlobt, der wohl bürgerlicher Herkunft war, aber in der guten Gesellschaft gleichberechtigt verkehrte. Sie schrieb ihm folgenden Brief, durch welchen sie die Verlobung aufhob.

„Ich bitte Dich, was ich jetzt schreiben, mit ruhigem Gemüt zu lesen. Dieser Brief wird mir sehr schwer, und ich möchte, daß Du ihn in derselben Gesinnung läst, in welcher er geschrieben ist. Erinnerung Dich an den Abend, da wir uns das erstemal sahen. Es war in einer Gesellschaft bei meinem Onkel. Du wirst wohl heimlich über die Speicheltigkeit gelächelt haben, die mir damals noch nicht zum Bewußtsein gekommen war; die traven Familiengemüter ausgedrückt, der Lehnstern in leicht höchsten Grad, die blühigen Gänge, dempft armelig durch die damals schon brüdernden Artverwandtschaft, und die Gesellschaft von Geheimnissen, jeder im Kopf überlagend, was nun ihn die nächste Gesellschaft kosten werden. Wir sahen nebeneinander, meine gute Wuhne hatte wohl gedacht, daß Du ein angenehmer Tischher für mich sein könntest, denn ich galt als etwas Besonderes in der Familie; zuerst sprachst Du, wie die Herren immer sprechen, dann mercktest Du wohl aus meinen Antworten, daß ich anders war, zuletzt, weißt Du, sprachst Du über Goethes Pandora, die mir das liebste Wort von Goethe ist. Du bist der erste Mensch gewesen, mit dem ich über die Dinge sprechen konnte, die mir wichtig sind; plötzlich merkte ich, daß ich nicht eine wunderliche Töchter bin, wie ich dasin immer geglaubt, damals Jahn gewesen ist. Ich liebe Dich ja auch noch heute. Ja, das muß ich sagen, daß ich Dich liebe. Aber ich kann nicht Deine Frau werden.“

Verzeih, Lieber, es ist mir eine Träne auf das Papier gefallen.

Du bist Dich habe ich erfahren, daß es eine Welt gibt, in der ich leben könnte, denn in der Welt meiner Angehörigen könnte ich nicht leben. Weißt Du noch, wir sprachen einmal darüber; Du sagtest, ich wisse nicht, was völlige bürgerliche Hochschaffheit bedeutet, sie ist wie das Brot, sagtest Du, das man täglich isst, das man für selbstverständlich hält; man denkt nicht, daß man nicht leben könnte, wenn man das Brot nicht hätte. Aber, wo wir unsern Brottast einteilen müssen und jedem jeid ungeschicktes Maß geben, denst ich auf in Dein Wort, ich gebe meinem kleinen Broter oft mein Glück heimlich ab. Aber nicht dem will ich erlösen. Du hast ja nie über meine Angehörigen gelächelt, aber die englische Mutter mit ihren Gesprächen von Schneibern und Pfänden, den parolanen Vater, der alles nur daraufhin ansah, ob es den Staat etwas kostete; ich war Dir dankbar dafür, daß Du nie lächeltest. Damals dachte ich nur, daß ich Deine Güte und innere Freiheit, daß Du so bist. Du sagtest mir noch einen andern Grund. Ich begriff ihn damals nicht. Heute begreife ich ihn, und weil ich ihn heute begreife, deshalb schreibe ich diesen Brief.

Mies meinen Brief, wie er geschrieben ist, ich liebe Dich an. Du siehst die Tränenpauken, ich habe ihn mehrmals abgeschrieben, immer wieder tropften meine Tränen auf das Papier; so habe ich sie denn gelassen, ich habe gedacht: vielleicht sieht er an den Tränen, wie ich ihn liebe.  
Du sagst mir: „Ich verzeihe“, von mir war unterdessen in preuchlichen Saal.“ Er machte die Schlacht bei Jena mit und hat die Regimentsfahne gehalten. Von ihm rührt der Hofstift meiner Familie her.“ Ich lächelte und sagte Dir und sagte: „Was kannst Du für Deinen Vorhaben, was kann ich für meine speicheltügelige Familie!“ Du wurdet traurig und sagtest: „Deine Worte sind richtig, aber mein Gefühl ist: ich müßte meinen Reichtum fortwerfen, denn er ist unrecht gewonnenes Gut.“ Ich weiß, daß ich redlich handeln will, daß ich den Reichtum gebrauche, um frei zu sein und näher zu können; aber ich kann mein Gefühl nicht bezwingen. Ich habe Dich oft schwermütig gesehen, Lieber, Gut; ich dachte: Deine Schwermut läßt sich gegen eine Frage, und da sie nichts anderes findet, so läßt sie diese Entgegnung.

„Ich möchte Dir nicht mitteilen, wie wir jetzt leben, aber ich muß es tun, damit Du mich verzeihst. Mein Vater spricht nie über die neuen Verhältnisse; er hat einen Vorbegehenden bekommen, der früher Papierarbeiter war. Einmal nur entfuhr ihm eine Bemerkung: „Nun ist die Korruption auch in meinem Amt.“ An einem Abend hörte ich zufällig eine sorgende Beratung der Eltern; die Mutter wollte ein Pfund Butter kaufen, es sollte aber fünfzig Mark kosten. Sie sagte zu dem Vater: „Was soll denn gegeben, wenn Du frant wirst?“ Er antwortete: „Ich will nicht schwelgen.“ Sie sprach von uns Geschwistern; Du weißt, mein kleiner Bruder hat ein sonderbares Augenleiden bekommen, der Arzt erklärt es durch die Unterernährung und furchtet, daß er nicht wird, wenn wir ihn nicht je besser nähren können, der Vater gab nach und erlaubte der Mutter den Kauf zu machen. Ich glaube, wenn wir nicht wären, dann hätte er schon längst zur Witwe gegriffen.

Nun muß ich Dir sagen, daß ich meine Eltern früher nicht verstanden habe. In dieser Zeit lernt man sehr viel; überall neben uns werden die Menschen gemein. Ich habe jetzt Ehrfurcht vor meinen Eltern. Was ich Dir sagen will, das klingt wohl idiosyncratisch, aber es ist mir ernst. Ich habe mir schon gedacht, mit den Geschwistern zu sprechen und zu den Eltern zu gehen und zu sagen: „Wir wollen alle zusammen sterben, wir können je nicht leben, wie die Menschen heute sind.“

Verzeihst Du nun, daß ich heute das ganz anders aussagen muß, was Du mir von Deinen Vorhaben erzählt hast? Gernest die Tisch bestrickte die Mutter von einer neuen Tochter. Sie hatte je zwei Mark eine Waage gekauft, welche ein Pfund Böhm und Pfund enthalten sollte, sie hatte sich ausgedacht, daß der Vater und meine beiden Brüder

die Waage zu Mittag essen sollten. Als sie in der Küche den Deckel aufschneidet, findet sie nur weiße Bohnen in der Waage, fast die Hälfte Wasser, und ganz hart. Sie meinte die Tisch, als sie das erzählte. Der Vater sagte: „Der Mann wird reich, der diese Waagen herstellt. So bildet sich die neue Aristokratie.“ Nach zwei, drei Geschicklichen heiratete diese Leute in untere Familien hinein... wenn es sich ihnen noch lohnt.“  
Verzeih, Lieber, mir war, als ob der Blick vor mir niederfiel; Du kannst nichts für Deinen Vorhaben, aber ich mußte an ihn denken und dann an Dich. Ich muß Dir das ja schreiben, Du bist ja der edelste Mensch, den ich je getroffen. Du verzeihst mich, nicht wahr? Ich kann nicht Deine Frau werden.

Ich weiß, daß jemand mir sagen kann: „Wenn du die rechte Liebe hättest, dann müßtest du darüber hinwegkommen.“ Ich bin habe mich gefragt, ob es recht hätte. Sieh, ich könnte mich Dir ganz opfern, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, daß meine Kinder Deinen Vorhaben haben. Du verzeihst mich, nicht wahr? Ich kann ja nicht anders, ich würde Dich ja verlassen, wenn ich mich zwingte.

Ich glaube nicht, daß ich diese fürchterliche Zeit überlebe, meine Angehörigen werden auch sterben. Wir sind zu erschöpft; es wird einmal eine heftige Grippe kommen, der werden wir zum Opfer fallen. Für Dich möchte ich, daß Du wirren und nügen könntest, denn irgenwelche guten Menschen müßten doch übrig bleiben, damit unser Volk einmal wieder gut wird; und dann möchte ich, daß Du später glücklich wüdest. Du bist schwermütig, ich bin nicht leicht genug für Dich, ich bin jeher schwer; Du müßtest eine ganz heilige Frau haben. Du wirst mich nicht so ganz schnell vergessen, nicht wahr? Auch später wirst Du je wohl noch an mich denken? Aber wenn eine Weile vorübergegangen ist, dann findest Du vielleicht eine Frau, die besser für Dich paßt wie ich.  
Deinen Ring schicke ich Dir zurück; aber ich bitte Dich, meinen Ring zu behalten. Ich bin Dir für immer anverlobt, aber Du bist frei

In Liebe Deine...“

### Bunte Zeitung.

Der Wohlthäter der Armen. Der „Frankf. Zeitung“ wird erzählt: Das Wittenshaus in Garbin ist seit langem in Paris's Zustand sein wie die Wittenshäuser anderer Vorkrägen. Es hat aber einen unerwarteten Gönner gefunden. Ein alter Herr unterhielt sich mit einem der Hüter, war entrückt über den besäuflichen Zustand und fragte beifällig, warum man es nicht ausbessere. Als er hörte, daß die 500 000 Francs, die dazu benötigt würden, nicht da seien, gab der alte Herr ein Scherzhaft heraus und schrieb einen Scheck auf diese Summe. Der Hüter steckte ihn lachend ein, um den lebenswichtigen Vollhäufner nicht zu reizen, und gab ihn, als er Feierabend machte, seinem Vorgesetzten, der ihn auch lachend in eine Schublade steckte. Nach zwei Wochen kam man in wieder und schickte die 500 000 Francs an das Wittenshausministerium. Man war sehr überrascht, als umgehend die Anfrage kam, warum man in Zweifel kamen den Scheck des Militärs d'ars Jahn r o f f j o s i Monate zurückgepahten habe ohne jede Erklärung!

### Literatur.

Das Haus Erath. Roman von Otto Siegel. Bände I u. II. Leipzig. Verlag Leipzig.

Der Verfall einer Familie. Dieser Antiteil von Thomas Manns „Buddenbrooks“ könnte auch das Signum des neuen Romans von Otto Siegel bedeuten. Das Buch beginnt froh, heiter, sonnig, lockend; es ändert sich, ernsthaft, dem. Mit durchsichtigen Schicksale, die in ihre unheimlichen, unbegreiflichen Tragik aus Herz greifen; ein Fatalismus, der ergeben jedes Unheil auf sich nimmt, spricht zu uns. Es sind Menschen gegeben, maßvolle Menschen, mit deren Schicksale wir uns vertragen müßten, mit denen wir uns freuen, mit denen wir leben, deren innere und äußere Schönheit uns erquid und deren inneres, unmenichliches Gehabe Jörn und daß in uns weden. — Es wird erzählt, wie die Kinder und Enkel des Hauses Erath, des alten August Erath — der alte Erath selbst hat noch von Handwerksbüchern zum Hüter der gutgehenden Fabrikfabrik emporgearbeitet — hinausgehen aus dem Vaterland, Ehen gründen, Kinder bekommen, ein jedes nach seiner Art. Die älteste Tochter Antoinette hat den „Bauern“ Amerling geheiratet, einen Solingen und die Tochter, einen einfachen Geschäftsmann; mit ihm und ihren Kindern, lebt sie glücklich, bis ein frühes Leiden ihren Tod herbeiführt. Die zweite, Elisabeth, heiratet den reichen Forstbesitzer Heinrich Frank; die Ehe ist unglücklich; ihren Kindern ist sie in inniger Liebe verbunden. Charlotte, die dritte und die junge Agnes haben die Ehe verlohren; sie wollen ehte Eraths bleiben. Agnes stirbt in früher Jugend, nachdem der Freund ihres Herzens — des Mariens auf sie müde — eine andere geheiratet hat, Charlotte bleibt von den Töchtern allein übrig, außer dem Sohn August, der ein verbummeltes Studentenleben führt. Charlotte ist zum hohen Geist des Hauses geworden; sie trägt ihre Geschwister und deren Nachkommen, ihre Söhne und ihre Söhne bringen es dazu, daß der alte Erath — der ganz in ihre Hand gegeben ist — seine anderen Kinder und Enkel auf das Willkürlich legt. Ralgen geht es nun herab. Elisabeth stirbt, bald folgt ihr ihr Sohn, die Tochter und der Gatte bleiben übrig, ein armliches Leben fristen. Antonius älteste Tochter hat sich ein bedenkendes, aber zutriebenes Los gewählt; Charlotte häret in Habgier und Bosheit ihren erschwundenen Besitz. — Es ist unendlich traurig, den Verfall dieser Familie zu begleiten. Höhe, stolze Schönheit geht unter vor bitterer Sorge, tiefem Gram; frühlicher Jugendmut wird gebrochen; Liebe und Freundschaft gesplittert an den harten Notwendigkeiten düstere Willkürlichkeit. Es ist Stoßel wie weniger gegeben, in anstehender, Kleinmalerei Bilder von tiefer Eindringlichkeit zu schaffen. Schicksale erleben zu lassen, die uns ans Herz gehen und die unter Willkürlichkeit und unfer Willkürlichkeit leben. Es ist ein Seltsames und Geschickliches mit seinem Unterlebensvermögen; seine langatmigen Erörterungen über menschliche Seltsamverhältnisse, seine Naturgeschichtlichen, seine Haupt etwas weihliche Ausdrucksweise langweilen nicht; es ist seine Kunst, alles anders zu sagen, als es schon gesagt worden ist. Daß man ihm willig und mit angepanntem Interesse folgt, daß er ein Dichter ist, daß er die Macht besitzt, auf Menschen zu wirken und sie zu unterwerfen.

St. F. Sternstunden 1921 von Robert Jensenling. Mit einer weisfarbigen Plometentafel und zahlreichen Skizzen und Abbildungen. Frankfurt's Verlagsanstalt, Stuttgart.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle & S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 422 u. 1630.